

Zur neuen Mode.

Von Emma Stropp.

Ein Jahr ist vergangen, seit die Bewegung einsetzte, die deutsche Modenindustrie von ausländischer Einfuhr freizumachen. Eine Unsumme von ideeller und praktischer Arbeit wurde in diesem Zeitraum diesem Ziele zugewandt, die im Anfang nicht von Uebertreibungen und Mißverständlichkeiten frei war, wie sie jeder neuen Bewegung, sei sie religiöser, sozialer, politischer oder kultureller Art, anhaftet, deren Entwicklung man aber schon heute als fruchtbringend ansprechen darf. Es ist in diesen Spalten mehrfach hervorgehoben worden, daß es sich bei der Schaffung einer den internationalen Weltmarkt beherrschenden Mode deutschen Ursprunges weniger um die Befriedigung der Luxusbedürfnisse und der Eitelkeit oberflächlicher Frauen handelt, denen durch den Krieg die bisherigen Bezugsquellen beschnitten sind, sondern um die Lebenskraft deutscher Industrie und deutschen Handwerks, mit deren Gedeihen das Wohl und Wehe ungezählter fleißiger Männer und Frauen verknüpft ist. Wäre es anders, würde man den Modenerzeugnissen des letzten Jahres wohl kaum ein so weitgehendes Interesse entgegenbringen, wie es mit Recht zurzeit geschieht, denn wir alle sind wohl in der Ueberzeugung einig, daß in dieser ersten Zeit, in der soviel höheres unser Denken und Empfinden beschäftigt, der Rückschnitt und die Wiederform der neuen Frauenmode, an sich betrachtet, von recht geringer Bedeutung sind.

Das Bild verändert sich jedoch, wenn man von höheren Gesichtspunkten die deutschen Modenleistungen betrachtet, wenn man sie wertet in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung und als Gradmesser der Volkskraft, die auch auf scheinbar nebensächlichen Gebieten, in dem Sturm und Drang eines ungeheuren Weltkriegen, sich bewährt, weitschauend Quellen sammelt und in eine bestimmte Richtung leitet, damit in kommender Friedenszeit ein Bach, ein Fluß, ein Strom erhöhten Wohlstandes unser Land befruchtet, gleichzeitig aber auch sich die Loslösung von fremdem Einfluß entwickelt, die unser Volksbewußtsein verlangt.

Wir arbeiten in dieser Beziehung Hand in Hand mit unseren österreichischen Bundesgenossen, in denen die gleichen volkswirtschaftlichen und nationalen Ziele lebendig sind. Durch den Austausch der beiderseitigen Industrieerzeugnisse, der schöpferischen Anregungen, der Erfahrungen der Fachleute, die gegeben und genommen werden, entwickelt sich ein tatensfrohes Zusammenarbeiten, aber auch ein friedlicher Wettbewerb, der der Gesamtleistung nur dienlich sein kann.

Es ist daher zu begrüßen, daß wir bereits Gelegenheit hatten, die Wiener Erzeugnisse kennen zu lernen, früher beinahe als die eigenen; es scheint, daß man dort, um mit Fritz Reuter zu sprechen, uns in der Fügigkeit über ist — ob auch in der Richtigkeit, muß die Zeit lehren.

Jedenfalls bewies die bereits Anfang September gebotene Modenschau der „Wiener Modellgesellschaft“, daß die in ihr vereinten Häuser mit vielem Geschmacks arbeiten und technisch auf bedeutender Höhe stehen. Die gezeigten Modelle hielten sich, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, von Uebertreibungen fern und bevorzugten mit Recht eine ruhigere Geschmacksrichtung, die unserer Zeit entsprechend ist. Besonders erfreulich ist es, feststellen zu dürfen, daß in dieser Vereinigung eine beträchtliche Zahl kleinerer Modellwerkstätten zusammengeschlossen sind, von denen die einzelne, ohne diese Gemeinsamkeit, kaum oder nur in beschränktem Maße die Möglichkeit haben würde, ihre in der Zahl beschränkten Erzeugnisse einem größeren Kreise von Modellkäufern vorzuführen. Gerade diese mittleren und kleineren Betriebe müssen aber im Interesse der gedeihlichen Entwicklung der Modenindustrie unterstützt werden, damit nicht durch die Vorherrschaft der Großbetriebe eine Massenfäbrication von Modellen einreißt, die von einer gewissen Einseitigkeit kaum freizuhalten sein dürfte. Das Spiel der freien Kräfte, die Möglichkeit, auch wirtschaftlich Schwächeren, aber in gleicher Art Begabten, den Weg zur Höhe offen zu halten, wird stets eine Grundbedingung volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Bestrebungen sein.

Die „Wiener Werkstätten“, die früher fast ausschließlich eine stark secessionistische Note pflegten, sind in der letzten Zeit von der rein kunstgewerblichen Betätigung ein wenig abgewichen, um sich mehr der Tagesmode zuzuwenden. Daß die künstlerischen Grundgedanken, die diese Werkstätten schufen und sie, wenn man ihrem Geschmacks auch nicht immer folgen konnte, doch so weltberühmt werden ließen, daß die Pariser Schneider, vor allem Poiret, ihren Stil „nachempfanden“, auch in diesen Musterkleidern lebendig sind, ist selbstverständlich und durchaus berechtigt.

Es ist daher aber auch zu verstehen, daß diese oft absonderlichen und in Form und Materialzusammenstellung häufig gewaltsam nach Effekt (ich gebrauche absichtlich nicht das Wort Wirkung) suchenden Modellen noch immer nur für Frauen Interesse haben

werden, die selbst nach dieser Richtung neigen und auch in ihrer Erscheinung die stark persönliche Note besitzen, die diese Modelle verlangen. Bei ihrer Beurteilung, gelegentlich einer Modenschau, darf auch nicht übersehen werden, daß diese im besten — und im herabsehenden — Sinne eigenartigen Kleider auf den beruflichen „Vorführungsfrauleins“, die in ihrer gezielten Bespreiztheit und gedankenlosen Puppenhaftigkeit das vollkommene Gegenteil des Frauentyps darstellen, für den die entwerfenden Künstler sie bestimmt haben, nicht zur rechten Geltung gelangen können. Die Pariser bezeichnen diese Probiermädchen mit dem Worte „mannequin“, das vor dem Kriege auch in unseren Sprachgebrauch übergegangen war, die sinngetreue Uebersetzung ist „Niederpuppe“. — Was anderes sind diese Vorführenden auch nicht. Das soll kein Vorwurf sein für die, die sich diesem Berufe widmen, es erklärt aber die Beeinträchtigung der Wirkung von Modellen, die zu einer Künstlerin mit durchgeistigten Zügen oder einem von Widersprüchen zusammengefügten Persönchen außerordentlich gut stimmen würden, auf einem „mannequin“ mit dem ewig gleichen, halb verlegenen, halb eiteln Lächeln, um nicht sehr vollständig auszudrücken, wie die Faust aufs Auge passen.

In diesem Jahre haben die Wiener Werkstätten zum großen Teil auf kostümgeschichtliche Motive zurückgegriffen; wir konnten Kleider sehen, die an die Zeit Ludwigs XIV. erinnern, mit bauschigen Falten, vielen Volants und dem vieredigen Ausschnitt, andere, kurzröckige, aber weit abstehende Kleider lassen die Bilder der Barberini vor dem inneren Auge ersehen, aber auch die Mode der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts und sogar die der Zeit nach dem Kriege von 1870/71 sind zu neuem Leben erwacht. Von allen Rückgriffen in die Kleidungsformen vergangener Zeiten erscheint uns die letztere aber am gewagtesten und unannehmbaren; die Auferstehung des „Cul de Paris“, der Keulenärmel, der in diese Teilchen zerschnittenen Taille spricht allen Bemühungen eine dem Stoff und dem Körper gerecht werdende Kleiderkultur zu schaffen, hohn und führt uns in Zeiten zurück, in denen der allgemeine Geschmacks so darnieder lag, daß wir nur mit einer gewissen Beschönigung an diese Verirrungen zurückdenken. Alle Versuche, aus Rangel an eigenen Ideen auf diese abschredenden Vorbilder zurückzugreifen, müssen daher im Keime erstickt werden, und kein Wort ist scharf genug dafür, um ihnen entgegenzutreten.

Die Vorführungen des Modenhauses „Alfred-Marie“, das bereits auf der großen Herbstausstellung des „Deutschen Werkbundes“ sehr vorteilhaft hervortrat, zeichnen sich dagegen durch eine gewisse Einheitlichkeit des Geschmacks aus, die trotz aller Vielseitigkeit des Gebotenen nicht zu verkennen ist.

Auch hier sind Mißgriffe nicht vermieden worden, zu denen der Wunsch geführt haben mag, besonders aufsehenerregende Modelle herauszubringen. Aber im ganzen genommen zeigt sich in diesen Kleidern doch ein sehr feines Gefühl für Stoff- und Farbenwirkung, besonders in den für Gesellschaftszwecke bestimmten, bei denen durch Uebereinanderarbeiten von verschiedenfarbigen Schleierstoffen auf einfarbigem Seidenrock und gleichzeitiger Verwendung von Spitzen und Metallstickereien ein Spiel verschiedenster Wirkungen zu einem so hervorragenden Gesamteindruck verschmolzen ist, wie ihn bisher nur die besten Pariser Modelle boten. Selbstverständlich sind diese Kleider kostbar, sehr kostbar, aber wir brauchen trotz aller Kriegsparsamkeit diese „Spitzen“ der Modenschöpfung, denn nur an ihnen läßt sich dem Ausland beweisen, daß Paris nicht allein seligmachend ist, sondern daß in Berlin gleichwertige Kräfte am Werke sind, den Strom der Einkäufer der neutralen Staaten in unser Land zu ziehen und damit eine Ausfuhr in die Wege zu leiten, die uns Millionen zuführen kann. Daß „Alfred-Marie“ auch für schlichte und vornehme Kostüme sowie ansprechende Nachmittagskleider die rechten Kräfte besitzt, zeigten weitere Modelle, die auf anderen Trägerinnen noch besseren Eindruck gemacht hätten. Daß auch unter diesen manches sich befindet, was nur einen Versuch darstellt, ist selbstverständlich; die mit großen Schleifen auf den Hüften zusammengekommenen Falten der weiten Röcke wollen uns wenig gefallen, sie dürften wohl nur auf der Bühne und für die Promenade gewisser Schichten am Kurfürstendamm Berechtigung haben. Es handelt sich bei dieser Betrachtung aber weniger darum, den kritischen Maßstab an Einzelheiten zu legen, als festzustellen, in welchem Maße unsere junge „hohe Schneiderkunst“ sich in diesem Jahre befähigt gezeigt hat, in Wettbewerb mit der Pariser „Haute couture“ zu treten. Es ist uns eine hohe Befriedigung, feststellen zu dürfen, daß diese erste Prüfung ein durchaus günstiges, zu den besten Erwartungen berechtigendes Ergebnis geliefert hat, wenngleich nicht verschwiegen werden darf, daß in ihnen sich noch starke französische Einflüsse zeigen.

Das gleich günstige Ergebnis läßt sich im Hinblick auf die Vorführungen des Hauses B. Manheimer feststellen. Zeigt sich bei „Alfred-Marie“ das Bestreben, nur für eine besonders ausgewählte

Kundschaft mit höchsten Ansprüchen zu arbeiten, so wendet sich B. Manheimer mit seinen Erzeugnissen an ein größeres Publikum, das gleichfalls wählerisch und im Kostenpunkt nicht engherzig, doch darauf verzichtet, das noch „nie Dagewesene“ in die Dessenlichkeit zu tragen, sondern sich mehr an erprobte, trotzdem aber neuartige Formen hält. Wir haben dort sehr schöne Kleider, Kostüme und Mäntel, die fast immer von besonderer Kleidbarkeit waren, trotz der Schlichtheit des ersten Eindrucks aber, sowohl in dem Werte des Stoffes als in den Einzelheiten der Zusammenstellung und des Auspuges bewährten Geschmacks und kunstvollste Verarbeitung zeigten.

Wenden wir uns nun den Einzelheiten der neuen Mode zu, wie sie sich aus den Probemodellen herausgebildet haben und für die Allgemeinheit in Betracht kommen, so ist das Charakteristische dieser Wintermode — die Weite der Röcke. Sie stellen die logische Fortentwicklung des Doppelrodes dar, der Hüftauschungen und Raffungen, die die Vorjahre brachten. Manches ist gegen sie gesagt und geschrieben worden, vor allem stellte sich ihrer Einführung der Vorwurf entgegen, daß sie eine Stoffverschwendung darstellten, die in einer Zeit, da mit allen Rohmaterialien gespart werden müsse, unangebracht wäre. Sogar das amtliche Wolffsche Telegraphenbüro machte sich zum Sprachrohr einer Warnung, die es irrtümlicherweise als von „berufener“ Seite ausgehend betrachtete. Inzwischen ist dieses Versehen aufgeklärt worden, und es soll nur erwähnt werden, um darauf hinzuweisen, daß seine Veröffentlichung und die darin enthaltene Mahnung, auch wenn sie berechtigt wäre, viel zu spät gekommen sein würde, um eine Ersparnis an Rohstoffen in die Wege zu leiten. Der „unberufenen“ Stelle, die sie veranlaßte, scheint es nicht bekannt zu sein, daß die Verkaufslager ihre Bestände schon Ende August füllen, und daß die Wintermode bereits im Sommer geschaffen wird, damit die großen Mengen fertiger Konfektion rechtzeitig geliefert werden können. Eingriffe der Regierung wären also um mehrere Posttage zu spät gekommen und hätten nur dazu geführt, daß die durch besondere Verordnungen wertlos gewordenen Vorräte fertiger Kleider und Kostüme zum alten Eisen geworfen werden mußten. Also eine Vergebung von Rohstoffen wäre eingetreten anstatt der gewünschten Ersparnis. Außerdem ist die Befürchtung, daß die Mode der weiten Röcke einen unverhältnismäßig hohen Verbrauch von Wolle, Baumwolle usw. nach sich ziehen würde, nicht gerechtfertigt, denn selbstverständlich können die faltigen Röcke nur in leichten und locker gewebten Stoffen hergestellt werden, da ihr Gewicht sonst ein zu hohes sein würde. Die engen Röcke erfordern dagegen einen schweren und dichtgewebten Stoff, damit sie die Körperformen nicht zu sehr hervortreten lassen. Es wird daher einleuchten, daß der Verbrauch von Rohstoff für einen leichten weiten und einen engen schweren Rock zum mindesten der gleiche ist, also von einer Verschwendung nicht die Rede sein kann. Es wäre im Interesse aller Beteiligten zu wünschen, daß solche Warnungen oder auch Erlasse (von letzteren könnte man gerade aus der letzten Zeit etliche als Beispiel anführen) erst nach Rücksprache mit den Fachleuten der betreffenden Betriebe zur Veröffentlichung gelangen würden. Es sind vom grünen Tisch aus nachgerade genug „Röcke“ geschossen worden, um in dieser Beziehung nicht etwas Vorsicht als angebracht erscheinen zu lassen.

Etwas anderes ist es, ob man die weiten Röcke als eine Verbesserung der Frauenkleidung ansprechen soll. Ich glaube, die Leserinnen werden mit mir darin übereinstimmen, daß auch in dieser Beziehung die goldene Mittelstraße die beste ist. Die meisten der Frauen trennen sich wohl nur ungern von dem schlichten Straßenrock, der alle Vorzüge des praktischen Gebrauchs in sich schloß, und es wäre zu wünschen, daß trotz der neuen Modenrichtung dieser mäßig weite Rock uns erhalten bliebe. Mit einiger Zielbewußtheit der Käuferinnen dürfte sich dies erreichen lassen; die neue Note könnte ja, soweit es die notwendige Uebereinstimmung mit dem Rock erlaubt, an der Jackenform betont werden, damit uns der schwere Vorwurf, ein Kostüm älteren Jahrganges zu tragen, erspart bliebe. Auch das Einschließen einiger Falten, seitlich oder rückwärts, wird nicht das Behagen behindern, und es ist erfreulich, feststellen zu dürfen, daß diese Formen, die einen gangbaren Mittelweg zwischen weit und eng darstellen, auch in ausreichendem Maße zum Angebot gelangen.

Der kurze, weitsichtige Rock hat aber trotzdem seine Vorzüge, wenn man von seinem Gebrauch für berufstätige Frauen, die bei Wind und Wetter ausgehen müssen, absieht. Es wirkt frisch und ansprechend, und das Wippen und Schwenken der Rockfalten, das Hervortreten des zierlich beschuhten Fußchens ist in früheren Epochen so oft von Dichtermund besungen worden, daß ein Loblied darauf aus kritischer Feder sich erübrigt. Als unsere Großmütter jung waren, in den sechziger Jahren, trug man solche Röcke und auch ähnliche Jacken und Jäckchen, ebenso die kleinen Hüte und Barets, die schief auf den Kopf gesetzt wurden. Eine mühsame